

(Nachdruck verboten.)

18] Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Cäsar wartete auf ihn in der Vorhalle. Sein Gesicht war bleich und es zuckte sichtbar darin. Man sah deutlich, daß der natürliche Mensch in ihm kämpfte. „Mr. Christian“, — sagte er — „sind Sie es nicht, der damals zu Peter Williams Gunsten mit mir gesprochen hat?“

„Ja wohl“, sagte Philipp.

„Erinnern Sie sich dann des alten manlichen Sprichworts: „Vielleicht wird der letzte Hund den Hasen erwischen?“ „Ueberlassen Sie's mir, Mr. Cregeen.“ — murmelte Philipp zwischen den Zähnen.

Eine halbe Stunde später eilte er auf dunkler Straße nach Hause, Roß ging neben ihm und sprach mit seiner frostigen Stimme in seiner schleppenden Weise auf ihn ein.

„Also Sie haben den ungleichen Wettlauf doch begonnen, Philipp. Vater war damals schauderhaft unvernünftig. Schien der Meinung zu sein, daß ich hierher zurückkommen würde, nicht um Eure hohen und niederen Gerichtsstellen und der Himmel weiß was sonst noch zu reißen. Ich überlasse Ihnen den ganzen Aram herzlich gern. Die Dirne aber ist prächtig. Und wunderbarerweise ist sie das leibhaftige Ebenbild eines Mädchens meines Fremdes Montague. Augen, Haar, der nervöse Zug um den Mund und alles. Der Alte blühte grünlich genug drein. Armes, Neues Ding! Ich glaube, da hilft nun kein Beten mehr. Der alte Heuchler wird sie wie eine Taube mit den Klauen eines Mäusefalken festhalten, bis sie sich an einen der manlichen Dummköpfe wegwirft. So geht es mit der Hälfte dieser hübschen Geschöpfe — sie gehen zu Grunde.“

Philipp's Blut kochte. „Nennen sie es zu Grunde gehen, wenn ein rechtschaffenes Mädchen einen ehrlichen Mann heiratet?“ fragte er.

„Das thue ich, ja! Ein Mädchen wie dieses kann nie den richtigen Mann bekommen. Der Mann, dessen sie wert ist, kann sie nicht heiraten, und der Mann, der sie heiraten kann, ist ihrer nicht wert. Das geht so zu, Philipp: Sie ist jung, sie ist hübsch — vielleicht sogar schön; sie besitzt gute Lebensart und Geschmacl und einige Bildung. Der Mann ihrer eignen Klasse ist plump und unwissend, beschränkt und arm. Sie mag ihn nicht, und der Mann, den sie mag, für den sie paßt, darf sie nicht heiraten; es würde gesellschaftlicher Selbstmord sein.“

„Und so.“ sagte Philipp bitter, „um den Mann vor gesellschaftlichem Selbstmord zu bewahren, muß das unter ihm stehende Mädchen den moralischen Tod wählen — meinen Sie das?“

Roß lachte. „Wissen Sie, ich glaube, der alte Jeremias hat es Ihnen in der Erde dort angethan. Doch betrachten Sie's einmal mit freiem Blick. Nehmen Sie ein Mädchen wie dieses: Zwei Wege stehen ihr offen, doch nur diese zwei. Gesezt, sie heiratet den manlichen Löpel, was ist die Folge davon? Eine Hütte mit Strohdach, drei Felder hinter dem Bergweg, zwei Zimmer, ein Stall, ein Tellerbrett, ein Wandschrank, eine Bank, ein dreibeiniger Sessel, ein Armstuhl und eine Uhr mit schmutzigem Zifferblatt, die an einem Nagel an der Wand hängt! Melken, jäten, graben für neun Pence des Tages und eine Kanne Buttermilch, in der ein Stück Butter oben auf schwimmt! Kartoffeln, Heringe und Mehlbrei! Im ersten Jahre ein Kind, ein Knabe, im zweiten noch ein Kind, ein Mädchen, im dritten Zwillinge, im vierten barfüßige, schreiende Kinder, ein schmutziges Haus, ein mürrischer Mann, eine verstorle Frau, Niesen, Aenckhusten, eine Fahrt auf dem Leichenwagen in den Thalgrund hinunter und die schrecklichen Worte: Ich bin die . . .“

„Still, Mann!“ rief Philipp. Sie gingen gerade durch den Kirchhof von Legahre. Als sie wieder heraus waren, hatte er einen grimmigigen Gesichtsausdruck, den man jedoch in der

Dunkelheit nicht bemerkte. „Nun, das ist die eine Seite,“ sagte er, — „welches ist aber die andre?“

„Leben!“ rief Roß — „süß, wenn auch kurz vielleicht! Alles was sie braucht, alles was sie sich irgend wünschen kann, fünf Jahre, vier oder nur drei, was thut's!“

„Und dann?“

„Jeder für sich und Gott für uns alle, mein Junge! Sie ist glücklich wie der Tag, so lange es dauert, streckt den Kopf wie eine Rosenkranze zur Sonne empor —“

„Und fällt dann vermutlich wie ein Rosenblatt in den Schmutz.“

Roß lachte wieder. „Ja, ganz gewiß, der alte Jeremias hat's Ihnen angethan, Philipp. Arme kleine Kitty —“

„Lassen Sie den Namen des Mädchens aus dem Spiel, wenn's beliebt.“

Roß pffiff sich ein. „Ich wollte nur sagen, die arme kleine Person —“

„Es ist schändlich und ich will nichts mehr davon hören.“

„Das Reden ist doch hoffentlich zollfrei auf Eurer herrlichen Insel Man —“

„Durchaus nicht; dem Zustand und der Ehre muß jeder Zoll entrichten — und den Namen jenes Mädchens, wie thöricht es auch ist, in einem Atem mit Ihren Weisbildern zu nennen —. Doch hören Sie mich jetzt an — denn es ist das beste, sich anzusprechen, damit weder Mißverständnis noch Entschuldigung möglich ist. Miß Cregeen wird einen Freund von mir heiraten. Ich brauche nicht zu sagen, wer es ist, doch steht er Ihnen jedenfalls nahe genug. Wenn er wieder daheim ist, kann er seine Sache selbst vertreten; doch während seiner Abwesenheit habe ich übernommen, darauf zu achten, daß seiner Verlobten kein Leid widerfährt. Ich denke das auch zu thun. Verstehen Sie mich, Roß, ich den' es zu thun. Gute Nacht.“

Sie waren mittlerweile an das Thor von Ballawhaine gekommen und Roß ging lachend hinein.

IV.

Der nächste Abend fand Philipp wieder in der Mankswann. Roß war da wie gewöhnlich und lachte und schwatzte leise mit Käthe. Philipp saß wie auf Nadeln dabei. Das Betragen des Mädchens marterte ihn. Sie lachte aus vollem Halse über die Späße des Menschen, machte ihm Zeichen und guckte ihm lustig ins Gesicht. Ihr Wesen erregte Philipp's Widerwillen. Am meisten ärgerte es ihn, daß sie, so oft er sie ansah, mit schalhaftem Augenzwinkern seitwärts nach ihm hinschielte. Diese offene Nichtachtung der Heiligkeit eines verpöndeten Wortes, diese freche Gleichgültigkeit gegen die Anwesenheit dessen, der dafür einzutreten hatte, erschien ihm geradezu unschicklich. Das also war Frauenart. Lug und Trug war ihnen angeboren.

Währenddem saß Cäsar in Hemdärmeln da, mit der Aufassung seiner Mühlenrechnungen beschäftigt, die auf Schiefertafeln standen, die statt der Ziffern mit Kreuzen, Dreiecken, Kreisen und Halbkreisen bedeckt waren. Daß er von Zeit zu Zeit seine Augen erst zu den beiden erhob und sodann ihn mit verächtlichem Ausdruck musterte, vergrößerte noch Philipp's wachsenden Joru.

Bei einem neuen Ausbruch des Gelächters und einem Seitenblick aus ihren glänzenden Augen sprang Philipp auf, drängte sich zwischen Käthe und Roß, so daß er ihm den Rücken und ihr das Gesicht zutehrte, und sagte mit entschlossenem Ton: „Kommen Sie sofort nach dem Wohnzimmer — ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„O, wirklich?“ sagte Käthe.

Aber sie kam, mitwillig und doch ehrbar, mit gesenktem Kopf, und ihre Augen funkelten schlau unter den langen Wimpern.

„Warum sagen Sie dem Menschen da nicht, er soll seiner Wege gehen?“ sagte Philipp.

Käthe blühte in hellem Erstaunen auf. „Welchem Menschen?“ fragte sie.

„Welchem Menschen?“ fuhr Philipp auf. „Nun dem, der hier Abend für Abend seine Narrenspößen mit Ihnen treibt!“

„Sie können doch damit nicht Ihren eignen Vetter meinen?“ erwiderte Käthe.

*) Wahrscheinlich Anspielung auf den herkömmlichen Text der Grabrede: Ich bin die Auferstehung etc.

„Um so schümmer, wenn er mein Vetter ist! Er eignet sich nicht zum Umgang für Sie.“

„Der Herr ist doch höflich und hat gute Lebensart.“

„Die hat der Teufel wohl auch.“

„Er weiß sich zu beherrschen und wird nicht gleich böse!“

„Das ist dann das einzige, was er kann. Er weiß weder sein Ansehen, seinen Ruf, noch seine Ehre zu wahren. Und Sie sollten ihn nicht noch ermutigen.“

Räthe ließ die Untersippe hängen.

„Wer sagt, daß ich ihn ermutige?“

„Ich th' es, ich.“

„Mit welchem Recht?“

„Hab' ich es nicht mit eignen Augen gesehen?“

Räthe wurde trotzig. „Nun, und was schadet das?“

„Dann sind Sie ein loses Mädchen, eine Kofette.“

Das Wort fuhr heraus wie Dampf aus einem Kessel. Es zischte Räthe gerade ins Gesicht, aber sie war darauf vorbereitet. Zuerst spürte sie Lust, eine helle Lache aufzuschlagen, statt dessen brach sie jedoch in Weinen aus.

Philipp's Zorn fing an sich zu legen. „Mit dem Menschen wäre man immer angeführt, Räthe, und wenn er zwanzigmal der Erde von Vallabhaine ist. Hören Sie's dem nicht seiner Unterhaltung an, was er für ein Leben führt und wo seine Gefährten sind? Natürlich geht's mich nichts an, Räthe —“

„Nein, es geht Sie nichts an,“ schluchzte Räthe und hielt sich die Hände vor's Gesicht.

„Ich habe kein Recht —“

„Gewiß — Sie haben kein Recht —,“ sagte Räthe mit einem verstohlenen Seitenblick, der Philipp jedoch entging.

„Nur —“ fuhr er aufgeregt fort, „wenn ein Mädchen einen braven Burschen, der zufällig in der Ferne weilt, über den ersten besten Schurken vergißt, der mit seinem arm-seligen Landbesitz daherkommt —“

Rasch und ungeduldig nahm sie die Hände von den Augen. „Was kümmert mich sein Landbesitz?“

„Dann ist es meine Freundespflicht —“

„Pflicht — nun wahrhaftig! Das ist, was jeder alte Mengfriebe sagt.“

Philipp ergriff sie beim Handgelenk. „Hören Sie mich. Wenn Sie den Menschen nicht wegsagen —“

„Sie thun mir weh. Lassen Sie meinen Arm los!“

Philipp ließ ihn fahren. „Mir ist es schließlich einerlei.“

„Warum nannten Sie mich dann eine Kofette?“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt.“

„Das will ich auch. — Philipp! Philipp! Phil! — Er ist fort.“

Es war zwanzig Meilen mit der Post und Eisenbahn von Douglas nach Sulby, doch schon am nächsten Abend war Philipp wieder in der Mants-Zee. Ein Reitpferd war am Thorweg angebunden, und drinnen im Hause fand er Ros, eine Gerte in der Hand, mit der er auf seine Reithosen schlug.

Als Philipp eintrat, blickte Räthe verstört und Ros böswillig drein. Cäsar, der am Feuerherd seinen Thee trank, war eben in einem leise geführten, verdrießlichen Wortwechsel mit Grannie begriffen.

„Es führt zu nichts Gutem,“ sagte Cäsar, „ein offenkundig leichtfertiger Lebemann und eine Lasterzunge —“

„Still, Vater,“ erwiderte Grannie. „Der junge Mann benimmt sich ganz anständig, und Mädchen sind Mädchen. Was hat denn ein Wort, ein Blick oder ein Lächeln zu sagen, wenn man jung ist und ein Gesicht hat, dem alles steht.“

„Besser, ihr Gesicht wäre mit Pockennarben übersät, als daß es sie in den Abgrund der Hölle bringt“ — warf Cäsar ein. „Alles Fleisch ist wie Gras. Das Gras verdorrt und die Blume fällt ab.“

Nancy Zoe kam jetzt gerade aus der Milchammer. „Gott sei mir gnädig, habt Ihr das eben gesehen?“ sagte sie. — „Ich muß mich wahrhaftig über Kitth wundern. Es ist aber die Art der Männer. Sie lachen und lachen und denken sich nichts dabei.“

„Um! Sie denken sich gewiß so manches,“ murrte Cäsar.

Ros hatte sich von seinem Unbehagen über Philipp's Ankunft wieder erholt und war in einer Erzählung begriffen, von der nur die öfter wiederholten Worte „ich weiß“ und „ich weiß“ bis in die Küche hineindrangen.

„Sie scheinen vieles zu wissen, Herr,“ fuhr Cäsar heraus. „Wissen Sie aber auch, was es heißt, selig zu werden?“

Einen Augenblick war alles still, dann sagte Ros, indem er seinen schweren Siegelring an seiner Sammetweste glatt rieb: „Der alte Herr ist wohl nicht ganz bei Verstande?“

„Mein Mann ist Methodistenprediger und immer um das Seelenheil anderer besorgt,“ sagte Grannie begütigend.

„Weiter nichts?“ meinte Ros. „Ich dachte vielleicht, er hätte mehr Wein getrunken, als man beim heiligen Abendmahl pflegt.“

„Du bist mein Kreuz, Frau,“ murmelte Cäsar, „aber ohne Kreuz keine Krone.“

„Ueberlasse den Frauen ihre eignen Angelegenheiten, Vater, so wird's besser sein,“ sagte Grannie.

„O Weib, Weib, spotte nur — es ist aber Einer dort oben, es ist Einer dort oben!“

Zwischen hatte Ros die Unterhaltung mit Räthe wieder aufgenommen, die ein ängstliches Gesicht machte. Philipp, der ganz Ohr war, verstand den Hauptinhalt seiner Worte.

„Ich muß nun wieder fort. Das Abendessen bei Handsome Honey findet nächstens statt, der ewigen Examina gar nicht zu gedenken. Ich kann mich aber nicht losreißen. Warum nicht? Können Sie's nicht erraten? Nein? Keine Ahnung? Ich wollte schon morgen reisen — doch Kitth, noch ein Wort — ich sag's Ihnen ins Ohr —“

„Ich glaube wahrhaftig, der Mensch will sie küssen,“ fuhr Cäsar heraus. „Wenn er's thut — dann bei — da hat er's gethan. Halt, halt!“

Cäsar war aufgesprungen und das ganze Haus geriet in Aufruhr. Ros reckte den Kopf wie ein Hahn in die Höhe. „Haben Sie etwas zu mir gesagt, Herr?“ fragte er.

„Ja wohl — und ich bitte mir aus, daß dergleichen nicht wieder vorkommt.“

„Wie, was?“

„Einem Mädchen den Hof zu machen, das nicht für Sie paßt.“

Ros küßte den Hut. „Meinen Sie diese junge Dame hier?“

„Durchaus keine junge Dame, aber die Tochter eines schlichten, ehrenhaften Mannes, der sie nicht genarrt sehen will. Sehen Sie nur den Hut wieder auf. Sie werden ihn zum Fortgehen brauchen.“

„Vater!“ schrie Räthe erschrocken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein geographischer Münchhausen der Kreuzzugszeit.

Die bedeutsamste Erweiterung ihres geographischen Gesichtskreises haben die abendländischen Völker vor dem Anbruch des Zeitalters der großen Entdeckungen erfahren in der Epoche der Kreuzzüge: jener mit dem Jahre 1096 anhebenden Reihe von Eroberungskriegen gegen den Islam, die im Namen des Christentums unternommen und vom Papsttum geleitet, deren Teilnehmer aber in ihrer großen Masse nicht sowohl von religiösem Fanatismus als von äußerst weltlichen Beweggründen getrieben wurden. Das Ziel der strengzügen, die dauernde Einnahme zum mindesten des heiligen Landes, wurde nicht erreicht: das 1099 von den ersten Kreuzfahrern eroberte Jerusalem fiel 1187 wieder in die Hände der Ungläubigen unter Saladin, weitere große Heerfahrten christlicher Herrscher und Ritter vermochten das nicht rückgängig zu machen, und im Jahre 1291 ging auch der letzte Stützpunkt der Fremde auf syrischem Boden, die Hafenstadt Akkon, an die Mohammedaner verloren.

Deshalb blieb die große Bewegung aber nicht ergebnislos. Ein dauernder Gewinn war z. B. eben die dadurch bewirkte intimere Bekanntschaft mit der Kultur und Geographie des Morgenlandes. Freilich nur des näheren Orients, den die abenteuernden Scharen mit eignen Augen gesehen hatten. Was in weiterer Ferne lag, darüber herrschten noch auf Jahrhunderte hinaus im Abendlande die phantastischen Darstellungen. Wie sich der geographische Gesichtskreis der Europäer unter dem Einfluß der Kreuzzüge ausgestaltet hat, davon giebt einen umfassenden Begriff das Reisehandbuch eines fahrenden Nitters englischer Nationalität, das zwar gut ein halbes Jahrhundert nach dem Fall von Akkon datiert, aber doch noch ganz mit dem Geiste der Kreuzzugszeit getränkt ist: die „Reisen und Abenteuer“ von Sir John de Mandeville aus Saint Albans.

Untröstlich darüber, daß die christlichen Ritter wegen ihrer sündigen Begier, sich gegenseitig zu enteignen, darauf verzichtet haben, „unsre rechtmäßige Erbschaft von unsrem Vater Christus“ den Ungläubigen abzunehmen, und nur schwach hoffend, daß es doch noch einmal zu einer allgemeinen Einigung gegen den Glaubensfeind kommen werde, war Ritter John Mandeville einer von jenen „heleßen lobbaeren“, die nun auf eigne Faust nach dem Morgenland zogen, um die heiligen Stätten wenigstens zu sehen. So hat er sich seit 1332 über 30 Jahre im Orient herumgetrieben. Während

dieser Zeit hat er zwar nach eigenem Geständnis keine rühmlichen Thaten selber vollführt, wenn auch viele mitangesehen, wohl aber sich mit einer solchen Fülle des Wissenswerten und Erstaunderlichen vollaufgepfropft, daß er nach seiner durch das Bodagra notwendig gemachten Heimkehr das dringende Bedürfnis verspürte, seinen Landsleuten, nein, der ganzen Christenheit, das Erlebte und Gesehene zu offenbaren, und zwar gleich in drei Sprachen, französisch, lateinisch und englisch.

Er hat seinem 1356 veröffentlichten Reisebericht auch dadurch größere Autorität und Verbreitung gesichert, daß er ihn zuvörderst dem heiligen Vater in Rom zur Bestätigung und Beglaubigung vorlegte. Die erleuchteten Ratgeber des Papstes stellten zur Evidenz fest, daß alles in Sir John's Buch seine volle Richtigkeit habe. „Und so ist mein Buch,“ rühmt sich stolz der edle Ritter, „obwohl viele Leute nichts glauben wollen, als was sie mit eigenen Augen sehen, möge der Schriftsteller oder die Person auch noch so wahrhaftig sein, von unsrem heiligen Vater in aller Form bestätigt und bewiesen.“ Wir haben also ein kirchlich approbiertes Handbuch der mittelalterlichen Geographie vor uns.

Was sind die römischen Gottesgelahrten damit hineingelumpft; denn Sir John beweist keinen ritterlichen Verstand, mit kaltem Stahl anzugehen, vor allem dadurch, daß er meisterlich und kaltsblütig mit dem langen Messer aufschneidet. Allerdings gilt das in dieser Allgemeinheit nur für die zweite Hälfte des Buches, und auch da findet sich wenigstens ein Beweis, daß der Verfasser auf der Höhe mittelalterlicher Bildung steht. Er erklärt sich ausdrücklich und mit ausführlicher Begründung für die Meinung, daß die Erde eine Kugel sei. Für ihn giebt es im Welt-raum kein Oben und Unten, insofgedessen giebt es Antipoden; wenn man von einer bestimmten Stelle her immer geradeaus weiterwandelt, so muß man schließlich an den Ausgangspunkt zurückgelangen. Das war zwar auch der Standpunkt der scholastischen Philosophen, aber keineswegs die allgemein angenommene Ueberzeugung der Zeit. Da mochte es wohl noch Leute genug geben, die mit Kosmas Indikopleustes der Welt die Gestalt eines Koffers zuschrieben. Und zweifellos hielten zahllose Schriftgelehrte es noch mit dem famosen Schluß des großen Kirchenlehrers Tertullian: „Es widerspricht den Bedingungen menschlicher Existenz, dauernd mit den Füßen nach oben und dem Kopf nach unten zu leben. Die Antipoden müßten dies. Folglich giebt es keine Antipoden.“ Denn noch im Jahre 1492 traten die Gelehrten von Salamanca den Ansichten des Columbus mit dieser Logik entgegen.

Aber es wäre voreilig, deshalb, weil Mandeville in diesem einzelnen Punkte der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen voraus ist und unbefangene seine Meinung äußert, ihn für einen ansgeklärten Wahrheitsfreund zu halten. Wie es mit seiner Aufklärtheit steht, dafür liefert schon die erste Hälfte seines Buches Belege in Fülle und Fülle. Da wird zwar im übrigen Palästina, die ansehenden Länder und die Wege, die dahin führen, wahrheitsgemäß beschrieben, andererseits aber ist der Bericht mit Fabeln und Wundergeschichten nur so gespickt. Hart neben äußerst interessanten Mitteilungen über die damals üblichen Verfälschungen des Balsams und die Mittel, sie zu erkennen, prangt das Märchen vom Vogel Phönix, der alle 500 Jahre kommt, um sich auf dem Altar des Tempels von Heliopolis in Aegypten zu verbrennen; in der Wüste findet sich am folgenden Tage ein Wurm, der am nächsten Tage schon ein ausgewachsener Vogel ist und am dritten Tage fortfliegt als neuer Phönix, einzig in seiner Art. Wir erfahren von den Normannen, daß die Syrier die Verwendbarkeit der Taube zur Beförderung von Briefen kennen, aber auch, daß ins Tote Meer geworrenes Eisen obenau schwimmt, während eine Feder zu Boden sinkt, daß es bei Alkon eine Kiesgrube giebt, die sich sofort von selber wieder anfüllt, wenn auch noch soviel Kies zur Glasfabrikation herausgenommen wird; in der hineingelegtes Metall jeder Art sich in Glas, Glas dagegen in Kies verwandelt.

Indes, wegen dieser und zahlreicher anderer noch hinüberbraunten Wundergeschichten brauchte man noch nicht an der Wahrhaftigkeit Mandevilles zu zweifeln; die blaue Blume des Wunderglaubens blühte eben zu jener Zeit in Menschenherzen in einer Weise, die sich heute kaum nachempfinden läßt. Bedenklicher ist schon der Bericht über eine angebliche Unterredung des Autors mit dem Sultan von Aegypten. Wahr könnte schon sein, wenn er den Sarazenenherrscher über die Christen sagen läßt: „Sie sind so stolz, daß sie nicht wissen, wie sie sich kleiden sollen, bald lang, bald kurz, bald eng, bald weit, bald mit Schwert, bald mit Dolch und überhaupt in allen Arten Verkleidungen. Sie sollten einfach, sanft, wahrhaftig und mildthätig sein, wie Christus war, an den sie glauben; aber sie sind in allen Stücken das Gegenteil und immer geneigt zum Bösen und Böses zu thun. Und sie sind so habgierig, daß sie für ein wenig Silber ihre Töchter, Schwestern und sogar ihre eigenen Weiber verkaufen, um sie der Unzucht zu überliefern. Und einer verführt das Weib des andern, und keiner hält dem andern Treu und Glauben.“ Dazu bemerkt Mandeville, daß diese Schilderung den Thatsachen entspreche. Sie ist also immerhin interessant als seine eigene Meinung vom Zustande der Christenheit; denn im weiteren läßt er den Sultan Anweisungen thun, die der Beherrscher der Gläubigen unmöglich gethan haben kann. Es erwächst also der starke Verdacht, daß der brave Ritter sich das ganze Gespräch aus dem Autoritäten gezogen hat.

Wegen dieses kleinen Interzessionswunders wollen wir nicht zu sehr mit ihm ins Gericht gehen; denn bereits auf den nächsten Seiten eröffnet er einen solchen Großbetrieb im Fabrikieren von

Wägen, daß jene Bagatelle gänzlich dagegen verschwindet. Ein Milderungsgrund ist Sir John allerdings im voraus zuzubilligen: an die thatsächliche Existenz dessen, was er über den fernem Osten auf Grund von Hörensagen oder von schriftlichen, zum Teil nur erhaltenen Berichten zusammenfabelt, hat er zweifellos geglaubt, und er ist bloß ein unverdächtig Lügner, ein Münchhausen erster Klasse, insofern er all' das, was nun kommt, mit eignen Augen gesehen zu haben behauptet.

Von Babylon und Chaldäa aus gelangte er allmählich nach der Insel Amazonia, die nur von Weibern bewohnt ist: „nicht, wie einige Leute sagen, weil Männer dort nicht leben können, sondern weil die Weiber sie nicht unter sich dulden wollen als ihre Herren. . . Und jenseits des Wassers wohnen die Männer, die ihre Geliebten sind, wohin sie gehen, um sich zu trösten, wenn sie Lust haben.“ Von hier führen nach Indien verschiedene Wege, der zu Lande ist vorzuziehen, weil es auf dem Meere die fürchtbare Gefahr der Magnetberge giebt, die das Eisen der Schiffe anziehen und so zum Scheitern führen. „Ich selbst habe sie in der Ferne auf jener See gesehen, als wenn es eine große Insel voll von Vämmern und Wäscen gewesen wäre, voll von Dornen und Sträuchern, in großer Fülle; und die Seelente erzählten uns, all' das stamme von Schiffen, die von den Magneten wegen des darin befindlichen Eisens angezogen würden. Und ans dem Verkauften und andren Teilen der Schiffsladungen wüchsen solche Wäscen und Dornen und grünes Gras und ähnliches. Und wegen der Masse und Maßen glich es einem großen Schösz oder Hain.“

Hat man diese Gefahr glücklich überwunden, so entschädigt Indien dafür durch die Fülle des Erstaunderlichen, die sich hier sowie in den anstoßenden Ländern und 30 000 Inseln findet. Daher kommen die besten Diamanten. „Sie wachsen, viele zusammen, einer klein, der andre groß; und da sind einige von der Größe einer Bohne und einige von der einer Haselnuß. Sie sind vierkantig und spizig, ohne menschliche Bearbeitung; und sie wachsen gemeinlich, männlich und weiblich, und werden vom Himmelsstau genährt; und sie zeugen gewöhnlich und bringen hervor kleine Kinder, die sich das ganze Jahr vervielfältigen und wachsen.“ Dies Wunder des Diamantwachsens hat Mandeville persönlich oftmals erprobt. Vor Similis muß man sich hüten; denn ihnen fehlen die Tugenden der echten, als da sind Verleibung von Mäßigkeit, Kraft, Wamhaftigkeit, Schutz gegen Beugung oder Angriffe von wilden Tieren, Heilkraft gegen Mondsucht usw. In den Flüssen dieser Länder findet man Vale von 30 Fuß Mindestlänge, „Cockodrills“ (strotobile), die weinen, wenn sie einen Menschen fressen.

Aber bemerkenswerter noch als die Tiere, die man im östlichen Wunderlande findet, als die 120 Fuß langen Schlangen, die Riesenschnecken, in deren Haus viele Menschen wohnen können, als der sehr häufige Vogel Greif, der oben wie ein Adler, unten wie ein Löwe, aber stärker als 8 Löwen und größer als 100 Adler ist, erstaunderlicher selbst als der Jungbrunnen, der sich bei der Stadt Polombe befindet, sind die ungewöhnlichen Menschenrassen, die es im Morgenlande giebt. „In einer dieser Inseln (die zum Königreiche Dondun gehören) sind Leute von großer Statur, wie Riesen, fürchtbar anzuschauen; und sie haben nur ein Auge, welches mitten in der Stirn ist; und sie essen nichts als rohes Fleisch und Fisch. Und auf andren Inseln gegen Süden wohnen Leute von ekkiger Statur und versuchter Natur, die keine Köpfe haben, sondern ihre Augen in den Schultern tragen. Auf einer andren Insel sind Leute, die das ganze Anlich platt haben, ohne Nase und ohne Mund. Auf einer andren Insel sind Leute, deren Oberlippe so groß ist, daß sie, wenn sie in der Sonne schlafen, das ganze Gesicht mit der Lippe bedecken. Und auf einer andren Insel giebt es Zwerge, die keinen Mund haben, sondern anstatt dessen ein kleines, rundes Loch; und wenn sie essen oder trinken wollen, so saugen sie es durch ein Rohr, eine Pfeife oder so was ein. Und auf einer andren Insel sind Leute, die Ohren haben so lang, daß sie ihnen bis auf die Knie hängen. Und auf einer andren Insel sind Leute, die haben Pferdefüße. Auf einer andren Insel sind Leute, die wie Tiere auf Händen und Füßen gehen, ganz gehütert und gesiedert sind und so leicht auf Bäume und von Baum zu Baum springen, wie Eichhörnchen und Affen. Auf einer andren Insel giebt es Zwitter. Und auf einer andren Insel giebt es Leute, die immer auf den Knien gehen, und bei jedem Schritt, den sie thun, scheint es, als würden sie fallen; und sie haben acht Behen an jedem Fuß. . .“

Niemand wird sich nun noch weiter wundern, an andren Stellen des Buches ganz ernsthaft von Menschen mit Hundsköpfen, von Weibern, die sich rasieren, von Leuten, die nicht sprechen können, sondern wie Schlangen zischen, von 28 Fuß hohen Riesen, von gehörnten Wilden mit grunzender Schweinstimme, von „ipotaynes“, die halb Mensch und halb Pferd sind, und ähnlichen Merkwürdigkeiten mehr zu vernehmen. Man findet es schließlich selbstverständlich, daß Mandeville auch im Teufelsthal gewesen ist und daselbst den Gottesebeius leibhaftig gesehen hat, und man ist ganz enttäuscht, daß er vom Paradiese, das irgendwo gen Sonnenaufgang in gewaltiger Höhe liegt, eingestekt: „Vom Paradiese kann ich nichts Gewisses sagen, denn ich war nicht da. Und ich bereue, daß ich nicht hingegangen bin, aber ich war dessen nicht würdig.“

Man sollte es kaum für möglich halten, daß jemals vernunftbegabte Wesen die tolen geographischen Fabeln, die auch in zahlreichen andren mittelalterlichen Schriften, z. B. im deutschen Volksbuch vom Herzog Ernst, aber nirgends in so imponierender Menge und Vollständigkeit und mit dem dreiften Anspruch auf Autopsie, wie in Sie

John Mandevilles Buch aufgeschiefert sind, erst genommen haben. Aber es ist Thatsache: das Mittelalter glaubte fest und fest an diese Phantasiwelt, und der Papst selber gab sein Placet einem Märchenbuche, dessen erfindungsreichen Verfasser er gutgläubig für einen berühmten Minder geographischer Wissenschaft hielt. —

Kleines Feuilleton.

— Die blühenden Mimosen oder Akazienzweige, die im Winter auf den Straßen Berlins und anderer Großstädte feilgeboten werden, sind nicht die Boten eines am Mittelmeer schon begonnenen Frühlings, nicht von blühenden Bäumen geschnitten, sondern Erzeugnisse einer Blumentreiberei, die mit der bei uns zu Weihnacht üblichen Treiberei von blühenden Kirsch- und Kirschenzweigen die größte Ähnlichkeit hat. Dem *Acacia dealbata*, welche die Hauptmenge des Verkauften liefert — obwohl auch die Blütenzweige von *A. floribunda* und *A. longifolia* verjücht werden — entfaltet ihre Blüten in Italien erst im Februar und März, nachdem schon Tausende von Kilogramm der Zweige nach Mittel- und Nordeuropa abgegangen sind. Man schneidet die Blütenzweige, deren Knospen im Herbst angelegt werden, ab, legt sie in Wasser und treibt sie bei hoher Temperatur (25—30 Grad), wobei sie in wenigen Tagen ansprechen. Jede Gärtnerei fast besorgt dabei eine andre Methode, die sie geheim hält. Indessen führen die meisten Methoden leicht zum Ziel, und Professor Albert Mannens, der sich im Dezember einen Vorrat von Knospenzweigen hatte kommen lassen, brachte sie sehr einfach zum Ausblühen, indem er einen Wasserleffel mit Spirituslampe unter einen Küchenschiefer stellte und rings herum die Zweige in flüssiges Wassergefäße verteilte. Der Tisch wurde mit einer dicken Wolldecke behängt, um die Wärme zusammenzuhalten, und nur die Lampe bei kleiner Flamme von 7 Uhr morgens bis Mitternacht in Brand erhalten, so daß das Wasser nur stark verdunstete, ohne zu sieden. Schon nach 2 1/2 Tagen öffneten sich die Blüten, obwohl die Lampe aus Vorsicht über Nacht gelöscht wurde. Der Gewinn, den diese Art von Blumentreiberei abwirft, ist ein sehr großer, denn im geeigneten Boden und Klima fängt die aus Samen gezogene Pflanze schon im dritten Jahre an zu blühen und bildet im fünften Jahre einen 8—12 Meter hohen Busch, der sich über und über mit Knospen bedeckt und ohne Schaden einen starken und alljährlich sich wiederholenden Schnitt verträgt. *Acacia dealbata* gedeiht aber nur auf granitischem Schieferboden, wie er in den Umgebungen von Cannes und an einigen Abhängen des Esterel in Südfrankreich vorhanden ist; auf dem Kalkboden, der von Nizza bis Mentone vorherrscht, will diese Art weniger gut fortkommen als *Acacia floribunda*, die eine kalkliebende Art ist. Man kann aber die erstere Art auf die letztere verpflanzen. Die Preissteigerung durch das Treiben ist unverhältnismäßig, denn während das Kilogramm Blütenzweige sonst mit 2—3 Fr. bezahlt wird, verkauft man sie nach dem Treiben mit 6—10 Fr., obwohl die Kosten im Großbetriebe sehr gering sind. —

Theater.

oo. Die Schliersee im Thalia-Theater. Sieht man von Angenbrun ab, an den die Schliersee sich ja auch nur ausnahmsweise herannahen, so ist das Repertoire der Oberbühnen so ziemlich über einen Leisten geschlagen. Statt der Edelmütigen und der Schurken, zwischen denen es im ländlichen Schauspiel früherer Tage kein Mittelglied gab, haben wir hier die beiden Kategorien der Alten und der Jungen vor uns. Alles was jugendfrisch ist in den bairischen Volksschauspielen hat ein butterweiches Geiz und triefst nur so von Hochgefühlen. Gar nicht zu sagen, wie viel Bildung des Gemüths da in einem einfachen, ungeschlachten Bauernwürden zu Tage tritt. Dieser Zustand seelenvoller Sensibilität dauert bei den Theatermenschen des Hochgebirges eine ganze Weile. Spät erst, am fünfzigsten Geburtstag etwa, fällt es so einem Bauern oder Förster ein, unzufuteln. Dann aber auch nur so gründlicher. Unerblich wird sein Gemüth hart wie Stein; auch keine Spur des früheren Empfindungslebens ist in ihm zurückgeblieben. Er sieht sein Lieblingskind, die Neßl, wegen des Seyp flemmen und bleibt hart. Der Pfarrer redet auf ihr ein, die beiden doch zusammenzugeben; er bleibt hart, hart bis zum letzten Akt. Dann kommt, zumeist durch jene dunkle Person, die bis dahin im Stück eine ziemlich überflüssige Rolle spielte, ein kleiner Roman aus Licht, den der Starkopf in den Tagen der butterweichen Jugend einst erlebt hat. Die Erinnerung daran wirkt über die Neßl, und am Schluß regnet ein dem Gefühlsleben zurückgegebener Vater thranenden Blickes das Glück seiner Kinder.

Von diesem Schema weicht auch das am Dienstag aufgeführte Stück von Th. Mejerer „Der Schlagring“ nur wenig ab. Der Schlagring, den ein erschoffener Wilderer einst getragen, ist hier der geheimnisvolle Mittelpunkt des Romans und führt am Schluß die Verlobung herbei. Dann ist der Krieg von 1870 in das Stück hineingezwängt, jedoch nur als Verlobungshindernis.

Ueber das Spiel der Schliersee noch etwas zu sagen, ist wohl überflüssig. Alle lieben Bekannten sind wieder zur Stelle: Laver Teroyal, Signund Wagner, Michael Dengg, Emma Schmidtson, die derbe Lina Gaihl und wie sie sonst noch heißen, und alle spielen und tanzen so lebenslustig, daß es eine Freude ist.

Einem Kulturfortschritt haben die Schliersee übrigens auch gemacht. Zu den Hitzepielerern von früher haben sie sich eine richtige Theaterkapelle zugelegt. Es macht sich ein bischen wunderbar, wenn der Herr Kapellmeister in der Lodenjoppe, den Stutzenhut auf den Kopf, den Taktstock schwingt. —

Technisches.

— Das Rässen der Kohle. Die Frage, ob man die Kohlen für den Betrieb in Kesselanlagen ansuchen soll, ist schon vielfach behandelt worden und doch ist eine Klärung bis heute noch nicht erfolgt, denn es giebt heute noch Anhänger und Gegner dieser Methode. Erwiegen dürfte es jedoch zweifellos sein, daß eine Ersparnis an Brennstoff durch Veränderung der Heizgase zu Wasserstoffgas nicht stattfindet. Ueblich ist das Rässen der Kohlen seit alters her den Schmieden, jedoch geschieht es bei diesen lediglich aus dem Grunde, damit durch das Anblasen des starken Schmiedefeners die kleinen trocknen Kohlenstückchen nicht fortgeblasen werden. Der Schmied macht die Kohlen am Rande roß, um den Kohlenhaufen zusammenzuhalten, er bewirkt dadurch außerdem, daß das Feuer sich auf einen kleinen Raum beschränkt, und daß die im Innern des Kohlenhaufens entwickelte große Hitze ihn beim Schmelzen des Feuers nicht so stark erwärmt. An eine Ersparnis ist dabei schwerlich zu denken. Das „Centralorgan des Verbandes der preuß. Dampfschiff-Liebertwachsvereine“ macht diesbezüglich einige recht interessante Bemerkungen. Danach bietet das Rässen von staubförmigen Kohlen ganz gewisse Vorteile, besonders dann, wenn die Fenerung einem starken Zuge ausgesetzt ist. Durch den starken Luftstrom werden nämlich die feinen Kohlenstückchen nicht fortgerissen und gelangen teilweise, ohne daß sie verbrannt sind, in den Schornstein. Dies bedeutet einen Verlust an Brennstoff. Bei befeuchteter Kohle legen sich die feinen Teilchen dicht aneinander, sie schmelzen bei der Erhitzung, wenn sie weich werden und sich anflößen, zusammen und brennen in Stücken aus. Zur Aufwendung eines solchen Kohlenstaubes, bis er nicht mehr flücht, sind etwa 5 Proz. des Kohlengewichtes an Wasser erforderlich. Dieses Wasser muß nun auf Kosten der Heizkraft der Kohle verdampft werden und sind dafür etwa 2 Proz. bis 0,6 Proz. der Kohle in Rechnung zu stellen. Versuche haben ergeben, daß die Verflüchtung bei trockener Kohle nur 2—3 Proz. größer ist als bei genähter, daß also der durch Verdampfung entstehende Wärmeverlust von 2—6 Proz. reichlich aufgehoben wird. Außerdem ist es für die Bedienung angenehmer und gesünder, mit feuchter Kohle zu arbeiten, als mit staubender. Weitere Vorteile liegen darin, daß feuchte Kohle auch an den dünneren Schichten des Kofes besser liegen bleibt, bei den dickeren sich loedrer festlegt und hier der Verbrennungsluft nicht den Weg veripert, sondern auf der ganzen Koffläche ein gleichmäßiges Feuer zu unterhalten ermöglicht. Das Rässen der Kohle bietet nach allem gewiß Vorteile, inwiefern muß es aber mit dem richtigen Verständnis vorgenommen werden, weil es sonst mehr Nachteile mit sich bringt. Meist ist die Befechtung der Kohle eine zu starke, aus dem einfachen Grunde, weil man sich über die damit verknüpften Vorgänge in der Fenerung nicht recht klar ist. —

Humoristisches.

— Der neue Gohs. Professor: „Sie meinen also, Herr Kandidat, daß sich der Radfahrer, der einen unheimlichen Verurteilten unabsichtlich umfährt, strafbar macht?“
Kandidat: „Selbstverständlich, Herr Professor!“
Professor: „Und weshalb?“
Kandidat: „Wegen Gefährdung eines Biertransportes!“
— Eine Enttäuschung. „Aun, liebe Baronin, wie war's denn gestern in der Premiere?“
„Ach, ich war richtig enttäuscht von dem Stück; da habe ich persönlich schon viel dollere Sachen erlebt!“
— Gleiche Ansicht. Der alte Maler. „Na, was sagen Sie zu die Siegesallee-Denkmal? Sind doch genial!“
Moderner Maler: „Ja, meine Ansicht, sind schon eja!“
(Lustige Blätter.)

Notizen.

— Für das Schiller-Theater sind vom Beginn der nächsten Spielzeit an Karl Wilhelm, Erich Fingel, Karl Henrichel und Max Montor neu engagiert worden; letzterer übernimmt die Regie. —

— „Die Opferflut“, ein neues Drama Karl Giellesrups, das von dem norwegischen Komponisten Schielderny in Musik gesetzt wurde, ist vom Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden. —

— Die Frage eines Landes-Anstellungsgebäudes für die großen Berliner Kunstausstellungen wird jetzt von einer eignen Kommission beraten, der Mitglieder der Akademie und des Vereins Berliner Künstler angehören. Gelingt es, im Herbst den Neubau ins Werk zu setzen, dann will man im nächsten Jahr eine große internationale Ausstellung veranstalten. —

— Der Kunstverein in Trier hat dieser Tage unter dem Namen „Die Eifel in der Kunst“ eine Ausstellung von Gemälden eröffnet, die von den ersten Galerien Deutschlands und von hervorragenden Malern der Gegenwart, namentlich der Düsseldorfer Schule, reich besetzt wurde. —